

Zeugnis in schwieriger Zeit

Gedanken über die Gefängnisbriefe von Nikolaus Groß¹

Der in der Katholischen Arbeiterbewegung engagierte Nikolaus Groß wurde als Märtyrer der NS-Zeit seliggesprochen. Ohne Unterstützung durch die Hierarchie legte er Zeugnis von einem Glauben ab, in dem Religion und Politik nicht zu trennen sind.

Am 12. August 1944 durchsuchten Gestapo-beamte unsere Wohnung und nahmen meinen Vater in Haft. Fünfeinhalb Monate war er in den Fängen der Nazischergen, die sich nicht scheuten, ihn unter schweren Folterungen zu verhören. Am 15. Januar 1945 fand vor dem so genannten Volksgerichtshof unter Leitung seines berüchtigten Präsidenten Roland Freisler der Prozess und die Verkündung des Todesurteils statt, das am 23. Januar 1945 in Berlin-Plötzensee durch den Strang vollzogen wurde.

Am 7. Oktober 2001 wurde Nikolaus Groß von Papst Johannes Paul II. seliggesprochen. Im Folgenden befasse ich mich mit den Briefen, die mein Vater aus dem Gestapogefängnis an unsere Familie geschickt hat.² Obwohl sie oft sehr persönliche Gedanken und Gefühle zum Ausdruck bringen, haben wir uns im Geschwisterkreis schon vor Jahren entschlossen, einer Veröffentlichung nicht im Wege zu stehen.³

Die Briefe meines Vaters aus dem Gefängnis stehen am Ende seiner Widerstandstätigkeit gegen das NS-Regime. Diese bestand vor allem in den konspirativen Treffen mit Gleichgesinnten, mit Freunden und wichtigen Personen aus den früheren Christlichen Gewerkschaften und der Zentrumspartei. Eine besonders enge Verbindung bestand auch mit den hauptamtlichen Sekretären aus der Katholischen Arbeiterbewegung, in der mein Vater seit Anfang 1927 als Chefredakteur der Verbandszeitung tätig war.

In diesen Treffen ging es u.a. um die Erstellung klarer Analysen der politischen Verhältnisse und Entwicklungen, um Registrierungen von Veränderungen im gesellschaftlich-politischen sowie kirchlichen Umfeld; es ging um das Nachdenken über die künftigen Herausforderungen eines Neuanfangs nach dem Ende der Nazidiktatur. Eine kleine Gruppe des heute so genannten Kölner Kreises hatte Kontakte mit wichtigen Vertretern aus dem Berliner Kreis um Carl Goerdeler und Generaloberst Beck sowie mit dem Kreisauer Kreis um Graf Moltke und P. Alfred Delp SJ. In diesen Zusammenkünften stand auch die Frage nach einem Attentat auf den Diktator im Raum.

Der Anteil der Christen in den Widerstandskreisen und Gruppen war beachtlich. Von

ihrer Kirche hatten sie keinen Auftrag und keine Ermutigung erhalten. Das Engagement dieser widerständigen Christen war vielmehr getragen von einem großen persönlichen Verantwortungsbewusstsein und einer eigenen moralisch geprägten Einstellung und Entscheidung. Wie sehr die Bischöfe noch im Jahr 1935 eine andere Linie vertraten, geht aus ihrem Schreiben vom

»Von ihrer Kirche hatten sie keinen Auftrag und keine Ermutigung erhalten.«

20. August 1935 an Hitler hervor: »Wir Bischöfe, auf deren Gewissen die Aufsicht über die katholischen Verbände liegt, verbürgen uns, dass diese katholischen Verbände keine politischen, oder gar, was Wahnsinn wäre, dem jetzigen Regiment feindlichen Tendenzen pflegen.« Hier, wie auch bei anderen Ereignissen kommt bei einem Großteil der deutschen Bischöfe, vor allem bei den Kardinälen Bertram von Breslau und Schulte von Köln, immer wieder eine loyale, ja bisweilen eine sehr fragwürdige Haltung zum NS-Regime zum Ausdruck. Diese Loyalität stützte sich zum einen auf das Reichskonkordat, das in ungewöhnlicher Eile bereits im Juli 1933 mit dem NS-Regime abgeschlossen wurde, als auch

»dem eigenen Gewissen gefolgt«

auf das Pauluswort im Römerbrief. Dort heißt es bekanntlich: »Jeder leiste den Trägern der staatlichen Gewalt den schuldigen Gehorsam, denn es gibt keine staatliche Gewalt, die nicht von Gott stammt« (Röm 13,1).

Es haben aber auch Katholiken sich mit dieser defensiven Selbstbewahrung der Kirche nicht begnügen wollen und die Risiken des aktiven Widerstands auf sich genommen. »Sie haben das nicht im Auftrag der kirchlichen Führung getan

und sind von dieser dabei auch nicht gestützt worden. Die Bischöfe haben aktiven Widerstand nicht als Sache der Kirche verstanden.« (Konrad Repgen) Das besondere Verdienst der katholischen Widerstandskämpfer war es, nicht den Vorgaben der Kirchenleitung, sondern dem eigenen Gewissen gefolgt zu sein. Anders formuliert: Ihre Heiligkeit lag nicht im Gehorsam, sondern im Ungehorsam gegenüber den Autoritäten begründet.

Lasst nicht nach im Beten

»Lasst nicht nach im Beten; seid wachsam und dankbar! Betet auch für uns, damit Gott uns eine Tür öffnet für das Wort und wir das Geheimnis Christi predigen können, für das ich im Gefängnis bin; betet, dass ich es wieder offenbaren und verkündigen kann, wie es meine Pflicht ist. Seid weise mit den Außenstehenden, nutzt die Zeit! Eure Worte seien immer freundlich, doch mit Salz gewürzt; denn ihr müsst jedem in der rechten Weise antworten können« (Kol 4,2-6).

Als der erste Brief aus dem Gefängnis zu Hause ankam, war es – trotz der traurigen Situation – eine gewisse Erlösung. Seit dem 12. August, dem Tag seiner Verhaftung, hatte die Familie nichts mehr vom Vater gehört. Bei der notorischen Willkürherrschaft des Regimes war alles möglich, auch bereits sein Tod. Aber der Vater lebte: Der Brief vom 3. September 1944 kam aus der Sicherheitspolizeischule Fürstenberg-Drögen, ganz in der Nähe des KZ Ravensbrück. Dort hatte die Gestapo die zentralen Verhöre der direkt oder indirekt Mitbeteiligten am Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 durchgeführt. Folter und schwere Drangsalierungen waren gängige Bestandteile dieser Verhöre, auch bei meinem Vater. Das lässt sich heute noch

an den Schriftzügen der Briefe ablesen, die bis Ende September 1944 aus Fürstenberg kamen.

Der erste Brief meines Vaters aus dem Gefängnis bringt zunächst und vor allem seine Freude zum Ausdruck, »dass ich euch allen liebe und herzliche Grüße schicken kann«. Er schreibt,

»Sorge um jeden Einzelnen der Familie«

und das wiederholt sich in nachfolgenden Briefen, dass es ihm gut gehe und wir uns deshalb keine Sorgen machen sollten. Das war natürlich nur ein Trostpflaster, das uns kaum helfen konnte in dieser Not. In diesem und vielen weiteren Briefen bringt er aber auch die Sorge um jeden Einzelnen der Familie zum Ausdruck sowie die Mahnung, den in Russland vermissten Klaus nicht zu vergessen. Auch gegenüber Verwandten und Freunden spricht er von Grüßen und Dankbarkeit. Ganz wichtig ist ihm jedoch – schon gleich in diesem ersten Brief – die Aufforderung zum Gebet, vor allem füreinander und damit auch für ihn.

Trotz aller Mutmaßungen über seine Gefahrensituation (Freunde hatten ihn schon öfters gewarnt) kam seine Verhaftung dennoch allzu plötzlich, so dass er kaum etwas an persönlichen Sachen mitnehmen konnte. Deshalb fehlte es ihm an allem. Er bat um Zusendung von Rasier- und Nähzeug, Wäsche, Schnürsenkel, einen Hut und vor allem Briefpapier und Briefmarken.

Hoffnung auf ein Wiedersehen

Die Briefe meines Vaters legen die Vermutung nahe, dass er mit ihnen zugleich eine bestimmte Strategie verfolgte und sie deshalb Bestandteile einer Verteidigungsposition waren, die in der Tat bis zur Verhandlung vor dem Volksge-

richtshof durchgehalten wurde. Es könnte die Rolle eines eher unwissenden Mitbeteiligten im Widerstand sein, die z.T. auch in der Urteilsbegründung zum Ausdruck gekommen ist. Dort heißt es: »Groß gab seine Tat offen zu, behauptete allerdings, als Nichtakademiker sich über deren Tragweite nicht klargeworden zu sein. Doch konnte ihn das nicht retten.« Wörtlich hieß es weiter: »Er schwamm mit im Verrat, muß folglich auch darin ertrinken.« Und dann heißt es abschließend in dem Bericht des Prozessbeobachters für die Parteikanzlei: »Bescheiden im Wesen, bei der Urteilsverkündung dem Weinen nahe.«

Dass sich Freisler in seiner Urteilsbegründung über die wirkliche, umfangreiche Widerstandstätigkeit meines Vaters geirrt hat, steht auf einem anderen Blatt. Jedenfalls war die Prozessstrategie keineswegs ungewöhnlich. So hat z.B. Eugen Gerstenmaier diesen Weg der Hoffnung auf ein mildes Urteil ebenfalls verfolgt – und das tatsächlich mit einem positiveren Ausgang. Mein Vater schrieb an uns: »Ich brauche Euch nicht

»Gott hilft uns.«

zu sagen, dass andere Fragen und Angelegenheiten als die unseres persönlichen und familiären Lebenskreises, in unseren Briefen nichts zu suchen haben.« Trotz dieser Vorsichtsmaßnahme sind je eine Stelle in einem Brief meines Vaters als auch in einem meiner Mutter von der Gestapo völlig unkenntlich gemacht. Was stand, lässt sich leider nicht mehr eruieren.

Die Hoffnung, von der ein solcher Rat getragen war, durchzieht viele seiner Briefe. Sie ist identisch mit der Liebe zum Leben und zu seiner Familie. In einem Kassiber vom 4. Dezember 1944, der an meine damals in Berlin weilende Mutter gerichtet war, schreibt er: »Sei getrost: Ich habe die feste Überzeugung, dass mit mir al-

les gut auslaufen wird. Das ist keine billige Selbsttäuschung. Wir müssen nur Geduld haben und beten. Lass Dich unter keinen Umständen niederdrücken: Gott hilft uns, und eines Tages werden wir mit ihm vereint aus tiefsten Herzen für seine Hilfe danken.« – Die Erwartung eines Wiedersehens in Freiheit ging leider nicht in Erfüllung. Am Ende seiner Haftzeit stand nicht die Heimkehr, sondern der Tod.

Kleiner Funke stillen Glücks

Der zweite Brief aus der Gestapokaserne in Drögen wurde an drei aufeinander folgenden Tagen geschrieben. »Man muss sich die Freude gut einteilen,« schreibt mein Vater. Der 6. September erinnert ihn an die Nachricht, die ein Jahr zuvor zu Hause eintraf, dass nämlich der älteste Sohn, Klaus, an der Ostfront vermisst sei. Schon früher war meinem Vater die Idee gekommen, den Ältesten spirituell und praktisch im Familienkreis weiter präsent zu halten. Die Überlegung war, dass wir Geschwister reihum den Sonntagsgottesdienst zwei Mal besuchen sollten, das zweite Mal eben an Stelle unseres Bruders. Nach seiner

»die Täter nicht aus den Augen verlieren«

Verhaftung wurde auch mein Vater in das besondere Memento der Kinder beim Messbesuch einbezogen. Er empfindet es, so schreibt er, als ein »kleiner Funke stillen Glücks«, mit uns im Geiste verbunden zu sein, auch beim Gottesdienst am Sonntag.

Die Briefe nach Fürstenberg-Drögen mussten adressiert werden »z.H. von Herrn Kriminalrat Lange«, der auch die Verhöre leitete. Dieser Name war für mich oft das Synonym für Brutalität und Raffinesse, für Willkür, Men-

schenverachtung und Menschenvernichtung. Dieser Herbert Lange war vorher schon in besonderer Verwendung an der Ostfront im Einsatz gewesen; und zwar mit der Einführung von mobilen Gaswagen zur Liquidierung von Juden und Russen hinter der Front. Lange hat nach der Naziherrschaft – wie so viele – für seine schrecklichen Untaten wahrscheinlich nicht büßen müssen. Das genaue Ende seines Lebens ist allerdings nicht bekannt. Bei aller Priorität des Gedenkens an die Opfer der Nazidiktatur sollte man die Täter nicht aus den Augen verlieren, Begriffe nicht verwischen und einer allzu oberflächlichen Veröhnung auf Kosten der Wahrheit und Menschlichkeit nicht das Wort reden.

Der Erhalt eines Briefes in seine Einzelzelle war für meinen Vater von großer Bedeutung, ja lebenswichtig. Vor allem, so schreibt er, »warte ich mit Sehnsucht auf Nachricht«. Zur Zeit seiner

»Vater, wohin gehst Du?«

Verhaftung fanden fast Nacht für Nacht Fliegerangriffe auf Köln statt. Er wusste deshalb um die Gefährdungen, denen die Familie ausgesetzt war. Deshalb schreibt er: »Es kann bei Euch in der Zeit meiner Abwesenheit viel vorgegangen sein. Daran bin ich mit dem Herzen beteiligt.«

Schon vor seiner Verhaftung war die Familie nicht mehr vollständig im Kölner Elternhaus zusammen. So war mein jüngerer Bruder eine zeitlang bei Freunden meines Vaters an der oberen Sieg untergekommen; zwei Schwestern gingen mit der Mutter in das Haus ihrer Eltern in einem Dorf nahe Essen; zwei weitere Schwestern kamen in einem Nachbarort unter. Abgesehen von dem in Russland vermissten Klaus war ich unter Mithilfe des Caritasverbandes als einziges von den Kindern fernab von Mutter und Geschwistern nach Baienfurt bei Ravensburg (Bodensee) gebracht worden, wo ich das letzte

Kriegsjahr in einer guten Familie unterkommen konnte.

Bei seiner Verhaftung am 12. August 1944 hatte meine fünfjährige Schwester gefragt: »Vater, wohin gehst Du?« Diese Frage der Kleinen ließ ihn nicht mehr los; immer wieder musste er daran denken, auch jetzt in der Haftanstalt Berlin-Tegel, wohin er Ende September verlegt wurde. Von dort schrieb er in einem Brief die Antwort auf die Kinderfrage »Wohin gehst du«: »Ich weiß, dass ich dahin gehe, wohin mich der Wille Gottes weist.«

Den Willen Gottes tun

Den Willen Gottes tun, das war das entscheidende Programm in seinem Leben. In mehreren Briefen taucht dieser Anspruch auf, besonders betont in seinem Brief vom 3. Dezember 1944, zu Beginn der Adventszeit: »Ja, was auch geschehen mag, was wir erleiden oder worüber wir uns freuen – es sei alles zur Ehre Gottes. Und unser guter Wille, der uns den Frieden bringt, den Frieden des Herzens, den Frieden Gottes, soll darin bestehen, dass wir Gottes Willen tun.« Solche Gedanken in den Briefen meines Vaters weisen auf seine tiefe Gläubigkeit und seinen Starkmut hin.

Dennoch gibt es auch die andere Seite, die in den Briefen zum Ausdruck kommt: die innere Unruhe und Unsicherheit, die Ängste und Fragen. Nichts sehnlicher wünscht er, als dass Gott

»innere Unruhe und Unsicherheit, Ängste und Fragen«

»uns alle erretten und wieder zusammenführen möge«. Wie sehr mein Vater vor allem um das Weihnachtsfest mit seinen Gefühlen gekämpft haben muss, wird in seinem Brief vom Heili-

gabend, dem 24. Dezember 1944, deutlich. »Meine Hände sind leer ... Aber an jeden einzelnen habe ich gedacht, für jeden von euch meine besonderen Bitten und Wünsche ausgesprochen. In dieser liebenden Sorge bin ich allmählich in einen Weihnachtsfrieden gekommen, es hat in aller Einsamkeit und Trennung ein Zustand stillen Glückes mein Herz ergriffen, wie ich ihn früher nie so gespürt habe ... deshalb sind diese Weihnachten nicht nur traurig, sondern auch gesegnet und gnadenvoll.«

Zwei Briefe schickte mein Vater direkt an mich nach Süddeutschland. Im ersten Brief, er ist vom 30. September 1944 (übrigens seinem 46. Geburtstag), schreibt er: »Mein lieber Alex! Aus meiner neuen Anschrift ersiehst Du, dass ich mich nicht mehr in Fürstenberg aufhalte, sondern nach Berlin verlegt bin ... Du kannst schreiben wie bisher, aber schreibe doch nicht jeden 2. oder 3. Tag, das könnte für die Aufsicht zu viel werden. Am besten jede Woche einen guten und ausführlichen Brief. Auch Mutter und die Geschwister dürfen mir wie bisher schreiben.

»Bete eifrig und andächtig!«

Ich selbst kann alle 14 Tage schreiben, und weil ich heute zwei Briefe schreiben darf, bekommt Mutter einen und Du einen. Wann ich Dir jetzt wieder schreiben kann, weiß ich nicht. Du musst also nicht so bald auf Antwort rechnen. Aber deshalb brauchst Du in Deinem Schreiben nicht nachzulassen. Vor allem aber nicht in Deinem Gebete. Es ist das Wichtigste und keinen Tag darfst Du es vergessen, wie ich es Dir gegenüber auch nicht versäume. Bete eifrig und andächtig ... Wenn Du an die Geschwister oder Rektor Valks schreibst, bestelle bitte herzliche Grüße von mir. Auch an Familie Stärk herzliche Grüße. – Und nun, mein lieber Junge, halte Dich treu und brav. Vergiß unseren vermissten

Klaus im Gebet nicht. Denke auch immer an Mutter und Geschwister. Halte uns alle in Deiner Liebe. Viele Grüße und ein frohgemutes Gedenken – Dein Vater«

In dem Brief, den er zwei Tage vor der Verhandlung vor dem so genannten Volksgerichtshof an mich schickte (13. Januar 1945), schreibt er: »Für uns beide war es ein schweres Opfer, Weihnachten fern von der Heimat und der Familie verbringen zu müssen.« – Ich habe mich oft gefragt, warum er seine lebensbedrohliche, erbarmungswürdige Lage mit meiner in der überaus guten Gastfamilie vergleicht? Mit gefesselten Händen schreibt er und versucht dennoch, durch einen solchen Vergleich seinem Sohn Trost zu spenden. Ich weiß heute nicht mehr, was ich zunächst beim Lesen dieser Zeilen empfunden habe. Aber nachträglich kamen da Anfragen und Bedenken. Das betraf auch den folgenden Satz aus dem gleichen Brief: »Jedes Opfer trägt seinen Segen in sich, und so gewiss auch unser Opfer.«

Segensreiches Opfer?

Nun, das Wort »Opfer« war mir nicht fremd; es hat in unserer Erziehung und im Alltagsleben eine wichtige Rolle gespielt. Das lag schon nahe bei einer Familie mit sieben Kindern und einem bescheidenen Einkommen des Vaters. Deshalb durften die Wünsche für Geschenke nicht in den Himmel wachsen. Gerade in der Vorweihnachtszeit, wenn die Erwartungen an die Geschenke besonders groß waren, gab es bereits deutliche Dämpfer. So wurde z.B. zu Beginn der Adventszeit ein leeres Krippchen aufgestellt in der Erwartung, dass am Heiligabend das Jesuskind auch schön weich auf Stroh liegen würde. Das ging aber nur, wenn möglichst viele gute Werke zusammenkamen, die mit einem Stroh-

halm für das Krippchen belohnt werden konnten. Als der Verbandsvorsitzende der KAB, Josef Joos, bereits im Jahr 1940 verhaftet und in das KZ Dachau inhaftiert wurde, hieß es gemeinsam Opfer zu erbringen, um ihm von Zeit zu Zeit ein Päckchen schicken zu können.

Dazu kamen Pflichten, die uns innerhalb und außerhalb des Elternhauses in Anspruch nahmen und die bisweilen auf der Schnittstelle zum »Opfer« hin lagen. Hierzu zählten besondere freiwillige Hilfen im Haus und Garten, das

»Opfer erbringen war Bestandteil unseres Glaubens.«

Säubern der schmutzigen Schuhe auch von anderen, das Wegtragen der Schlacke aus dem Heizungskeller; aber auch das Essen der wenig beliebten Graupensuppe oder des Kohlgemüses. Selbst mein Vater dachte in der Gefängniszelle daran, Opfer zu erbringen, obwohl seine ganze existenzielle Befindlichkeit in diesen Monaten ein einziges Opfer war. Jedenfalls verzichtete er, der starke Zigarettenraucher, völlig auf derartige Möglichkeiten. Dieses Opfer erbringen war nicht nur ein pädagogischer Anspruch in unserer Erziehung, sondern auch ein Bestandteil unseres

»Was Du getan hast, ist mehr, als ich erhoffen durfte.«

Glaubens. Deshalb erstaunt es mich nicht, wenn mein Vater in einigen Briefen von dem Opfer spricht, das Gott uns in diesen schrecklichen Zeiten abverlangt oder zumindest zulässt.

In einem der insgesamt fünf Kassiber, die mein Vater an dem offiziellen Postweg vorbeileiten konnte, teilt er mit, wie sehr er sich über den Besuch der Mutter und der ältesten Tochter (meiner Schwester Berny) gefreut hat. Er schreibt: »... die halbe Stunde wiegt Monate des

Alleinseins auf.« Dann versucht er noch einiges zu klären und zu regeln, so für das bevorstehende Weihnachtsfest und was die besonderen Grüße an die Kinder, an Verwandte und Freunde angeht. Selbst in diesem Kassiber versäumt er nicht, eindringliche Worte des Gebetes, des Dankes und der Hoffnung der Familie zu sagen.

Wenig später, am 17. Dezember 1944, schickt er einen längeren Brief an meine Mutter und die Kinder: »Euch allen zunächst einen herzlichen Sonntagsgruß. Ich wünsche Euch, dass es

»das bevorstehende Weihnachtsfest«

Euch allen noch gut geht. Von mir selbst kann ich nur Gutes berichten. Inzwischen wirst Du Dich, liebe Mutter, daheim wieder eingelebt haben. So wie ich Dich kenne, wird es Dir nicht leicht fallen, Du wirst mit Deinen Gedanken und Sorgen noch in Berlin weilen und manche Bilder und Eindrücke werden Dir noch nachgehen und Dich nicht verlassen wollen. An dieses und jenes wirst Du Dich erinnern und es bedauern, das Eine nicht gesagt und das Andere nicht noch getan zu haben. Mache Dir deshalb keinen Kummer, Dein Besuch war überreich für mich und was Du getan hast, ist mehr, als ich erhoffen durfte. Du kannst ganz beruhigt sein, wie ich es auch bin. Alles wird sich zum Guten auswirken.«

Keine Ermutigung

Anlass für einen weiteren Besuch meiner Mutter in Berlin Anfang Januar war die Nachricht eines Freundes meines Vaters, dass die Verhandlung vor dem Volksgerichtshof in Kürze stattfinden könnte. In dem Kassiber vom 11. Januar 1945 schreibt jedoch mein Vater: »Die Sache ist vertagt und es steht in keiner Weise in Aussicht, wann

sie stattfindet.« Trotz manchem Hin und Her ist dann doch schon am 15. Januar 1945 der Prozess, der mit dem Todesurteil endet. Am 18. Januar darf meine Mutter ihn noch einmal für genau 15 Minuten besuchen und sich für dieses Leben von ihm verabschieden.

Wieder draußen aus dem Gefängnis versucht meine Mutter alles, um meinem Vater noch eine Hilfe zukommen zu lassen. In ihrer Not geht sie zur päpstlichen Nuntiatur, um den Vertreter des Papstes, Cesare Orsenigo, zu bitten, für meinen Vater ein Gnadengesuch an die Regierung zu richten. Aber ihre Bitte wird von einem Sekretär des Nuntius mit den Worten zurückgewiesen: »Für die Leute vom 20. Juli kann der Nuntius nichts tun.« Innerhalb kurzer Zeit war meine Mutter wieder auf der Straße.

Auch Erzbischof Frings unternahm nichts, meinem Vater während seiner fünfeinhalb Monate dauernden Gestapohaft einen Segensgruß oder eine Versicherung des Gedenkens im Gebet in die Zelle zu schicken. Welche Kraft hätte

»Für die Leute vom 20. Juli kann der Nuntius nichts tun.«

mein Vater geschöpft, wenn ihm ein solches Gedenken zugegangen wäre. Aber anscheinend wollten die Bischöfe wie auch der Nuntius auf keinen Fall in die Nähe des Widerstandes gegen das NS-Regime gerückt werden. Für meine Mutter – die treue Katholikin – waren dies jedenfalls schlimme Erfahrungen, mit denen sie bis zu ihrem Lebensende fertig werden musste. Einige Priester und Ordensleute haben unserer Familie in dieser schweren Zeit allerdings mutig und tatkräftig geholfen. Dazu gehörten u.a. der junge Kaplan Hans Valks aus dem Kölner Agnesviertel, Domvikar Schulte aus Paderborn und der Gefängnisseelsorger in Berlin-Tegel Pfarrer Buchholz.

Stütze Gebet

Ich habe bereits mehrmals darauf hingewiesen, dass für meinen Vater das Gebet die wichtigste Stütze während der Gefängnishaft war. Von den 29 Briefen und Kassibern kommt er allein in 24 auf das Gebet zu sprechen. Es muss für ihn nicht nur die entscheidende Brücke zu Gott gewesen sein, sondern zugleich auch die enge und tiefempfundene Verbindung mit seiner Familie, deren existenzielle Bedeutung er in immer wiederkehrenden wie auch immer neuen Worten nicht genug hervorheben konnte. Im Gebet befindet er sich aber auch in Zwiesprache mit sich selbst in einem bisweilen bedrückenden wie auch erlösenden Klärungsprozess mit seiner erbarmungswürdigen Lage. Nicht selten gehört das Gebetsversprechen zum Abschiedsritual am Schluss mancher Briefe.

Um das Weihnachtsfest 1944 ist sein Gebetsanliegen besonders intensiv. Er schreibt: »Heißer werden meine Gebete nie zum Himmel aufgestiegen sein. Ich bin aber auch gewiss, dass uns die Gnade nie näher sein wird als an diesem Tage.« Und doch sind neben einer solchen Gewissheit auch immer wieder Zweifel und Bitten, wenn er z.B. den dringenden Wunsch zum Aus-

*»Uns wird die Gnade nie
näher sein.«*

druck bringt, ihn doch im Gebet nicht zu vergessen. Wie hätten wir ihn je vergessen können, wie hätten wir ihn in dem fürbittenden Gebet übersehen oder übergehen können?

Ähnliche Wünsche und Ängste hatte auch Pater Alfred Delp, als er in einem Brief an seine Mitbrüder schrieb: »Bitte mitglauben und mitbeten, immer wieder. Wir beten hier zu vieren, zwei Katholiken und zwei Protestanten und glauben an die Wunder des Herrgotts.« – Hier

handelte es sich neben Delp noch um meinen Vater sowie um die beiden Protestanten Graf Moltke und Eugen Gerstenmaier. – Allerdings ereignete sich »das Wunder des Herrgotts«, von dem Pater Delp spricht, nicht in der persönlichen Befreiung aus den Fängen der Gestapo, sondern in der Glaubenskraft der Widerstandskämpfer.

Der Schlussakt in dieser grausamen Tragödie nahte unaufhaltsam; und mit ihm wuchs auch der Starkmut meines Vaters. Als Termin für die Hinrichtung wurde kurzfristig der 23. Januar festgelegt. In seinem letzten Brief schreibt er am Tag der Hl. Agnes, dem 21. Januar 1945:

*»Durch das Gebet ist es in mir
still und friedlich geworden.«*

»Fürchtet nicht, dass angesichts des Todes großer Sturm oder Unruhe in mir sei. Ich habe täglich immer wieder um die Kraft und die Gnade gebeten, dass der Herr mich und Euch stark mache, alles geduldig und ergeben auf uns zu nehmen ... Und ich spüre, wie es durch das Gebet in mir still und friedlich geworden ist ... Darum weinet nicht und habt keine Trauer. Betet für mich und danket Gott, der mich in Liebe gerufen und heimgeholt hat.«

Im Leben und Sterben meines Vaters haben drei Haltungen und Aufgaben eine entscheidende Rolle gespielt: den Willen Gottes tun, Opfer auf sich nehmen und das tägliche Gebet. Den Willen Gottes tun, dazu gehörte auch sein politischer Widerstand gegen die menschenverachtende Nazidiktatur. Dieser Widerstand war ohne die Bereitschaft, persönliche Opfer auf sich zu nehmen, nicht möglich. Und die Kraft hierfür holte er sich immer wieder im Gebet. Seine Briefe aus dem Gefängnis waren, von wenigen Ausnahmen abgesehen, alle an meine Mutter gerichtet. Sie war meinem Vater eine ganz besonders starke Stütze in diesen schrecklichen Tagen.

Um der Freiheit willen

Am 7. Oktober 2001 wurde mein Vater auf dem Petersplatz in Rom durch Papst Johannes Paul II. selig gesprochen. Es war die erste Seligsprechung für einen Mann und Familienvater, der sich aktiv im politischen Widerstand gegen das Naziregime engagiert hatte und dafür sein Leben lassen musste. Er wurde auf dem Petersplatz als ein Märtyrer bezeichnet, der den Gläubigen als Vorbild dienen sollte.

Nun dürfte das Martyrium sicher kein absolutes Ideal sein, sondern die reale Folge ungerechter Verhältnisse und Machtinteressen. Ohne die Einbeziehung des konfliktiven Kontextes wird man dem Sinn des Todes der Märtyrer nicht gerecht. Der Christ wird nicht zum Märtyrer um des Martyriums willen, sondern weil er konsequent für Recht und Freiheit des Menschen eintritt. Insofern stellen sich Märtyrer den Konflikten, die sie beseitigen wollen: Sie suchen nicht den Tod, sondern das Leben für alle Menschen und vor allem für die konkret, für die sie eine besondere Mitverantwortung tragen. Märtyrer werden getötet, weil sie das Leben verteidigen; sie sterben um des Lebens willen.

Mir und meinen Geschwistern war während des Seligsprechungsprozesses ein Fragebogen zugeschickt worden. Dort hieß es: »War seine Tätigkeit von rein religiösen Motiven beseelt

*»Märtyrer werden getötet,
weil sie das Leben verteidigen.«*

oder spielte dabei auch eine politische Komponente eine Rolle? Hatte er stets die Verteidigung des Glaubens vor Augen, d.h. handelte er immer hauptsächlich im Hinblick auf die Bewahrung des Glaubens? ... Hatte er deshalb niemals Angst oder mangelnden Mut gezeigt? War er sich bewusst, dass er das eigene Blut aus Liebe zu Chri-

stus vergoss? Schauderte ihm davor oder nicht? Ist er bis zuletzt seinem Vorsatz als Märtyrer zu sterben treu geblieben?« In diesen Fragestellungen wird deutlich, wie sehr hier das Martyrium als ein rein individuelles Ereignis herausgestellt wird und wie sehr es vor allem um ein bestimmtes Frömmigkeitsideal geht, in dem der wirkliche Konflikt keine Bedeutung mehr hat.

Solche hier in aller Kürze angesprochene unterschiedliche Sichtweisen und Einstellungen waren nicht selten im Vorfeld der Seligsprechung anzutreffen. Deshalb verwundert es nicht, dass der Postulator für das Seligsprechungsverfahren in einem Artikel u.a. schrieb: »Liegt dem Opfer von Nikolaus Groß die Tatsache zugrunde, dass

»Trennung von Glaube und politischem Widerstand«

er sich an einem politischen Umsturzversuch beteiligte und als Hochverräter hingerichtet wurde? Oder war dieser Tod wirklich ein Opfertod für den Glauben?« Auch Kardinal Meisner vertritt ein mystisch überhöhtes Märtyrerbild, wenn er von der furchtlosen Zeugenschaft für die Wahrheit des Glaubens und die christliche Glaubenslehre spricht, die nicht Niederlage, nicht Verlust, sondern ein Gewinn ist.

Hier tritt nicht nur ein gewisser Triumphalismus, sondern auch der immer noch vorhandene Dualismus in der traditionellen Theologie hervor, d.h. die Trennung von Glauben hier und politischem Widerstand dort, von einer Hinrichtung aus politischen Gründen oder einem wahren Bekennterum des Glaubens. Angesichts solcher Positionen und Tendenzen im Seligsprechungsverfahren für meinen Vater hatte ich alle Veranlassung, meine Bedenken auch öffentlich einzubringen.

Das, was dann am 7. Oktober 2001 in Rom tatsächlich über meinen Vater gesagt wurde, fand

meine volle Zustimmung. Denn in den öffentlich auf dem Petersplatz verlesenen Texten zum Leben und Sterben meines Vaters wurden sowohl sein soziales Engagement und seine politische Widerstandstätigkeit als auch seine tiefe Frömmigkeit und Glaubenshaltung als Gründe für die Seligsprechung hervorgehoben. Es handelt sich hier eben um die beiden Seiten derselben Medaille.

»Bei aller Liebe zu seiner Familie, kennt Groß keinen Rückzug in die Familiendyde. Er bleibt wach für die großen gesellschaftlichen Probleme gerade auch in der Verantwortung für die Familie. Arbeit und gesellschaftliche Verpflichtungen sind für ihn der Ort, an dem er seinen christlichen Auftrag verwirklicht. Groß hat ein

**»soziales Engagement
und politische Widerstandstätigkeit
sowie tiefe Frömmigkeit
und Glaubenshaltung«**

klares Urteil über den heraufziehenden Nationalsozialismus ... Er betitelt schon damals die Nazis als Todfeinde des heutigen Staates ... Als Redakteur des KAB-Organs schreibt er am 14.9.1930: »Wir lehnen als katholische Arbeiter den Nationalsozialismus nicht nur aus politischen und wirtschaftlichen, sondern entscheidend auch aus unserer religiösen und kulturellen Haltung entschieden und eindeutig ab.«

Im Rahmen seiner Widerstandstätigkeit hielt Nikolaus Groß die gemeinsamen Überlegungen ... in zwei Aufzeichnungen fest, die später der Gestapo in die Hände fielen: »Die großen Aufgaben« und »Ist Deutschland verloren?« Sie führten mit zu seiner Verurteilung ... Die Beweggründe für die Widerstandstätigkeit von Nikolaus Groß und seinen Freunden liegen in ihrem Glauben und in ihrem Verantwortungsbewusstsein für das Leben der Menschen ... Sie

gingen ihren Weg auch in der Bereitschaft, einen qualvollen Tod um der Freiheit willen auf sich zu nehmen ... Für Groß war das Vertrauen auf Gott das Fundament, auf dem er nicht wankte.« Diese Texte, die im Oktober 2001 in Rom verlesen wurden, werden meines Erachtens dem Lebensbild meines Vaters ziemlich gerecht.

Stein des Anstoßes

Jedenfalls ich habe den großen Wunsch, dass mein Vater stets ein Stein des Anstoßes sein und bleiben möge, der uns zum Nachdenken und zum Handeln bringt. Überhaupt sollten uns die christlichen Märtyrer immer wieder den Blick überall da frei machen, wo heute die Würde des Menschen mit Füßen getreten wird, wo die Folter regiert und wo Menschen sterben müssen, weil sie den Interessen der Mächtigen im Wege stehen; Märtyrer sollten uns also auf die Opfer der Gewalt in unseren Tagen verweisen. Nur in dieser Funktion werden die Heiligen zum Ort der Authentizität der Heilsbotschaft und ihres Wirkens in der Welt heute.

In diesem Sinne dürfte auch das von mir eingangs zitierte Pauluswort, das er ebenfalls im Gefängnis geschrieben hatte, zu verstehen sein. Den Aufruf des Apostels Paulus, die Zeit zu nutzen, hat mein Vater am Ende seines Lebens gerne aufgenommen. In seinem Abschiedsbrief vom

**»Märtyrer sollten uns auf
die Opfer der Gewalt
in unseren Tagen verweisen.«**

21. Januar 1945 sind die letzten Worte und Gedanken, die er uns vor seinem Tod mitgeteilt hat: »Nun habe ich meine irdischen Angelegenheiten geordnet. Die Tage und Stunden, die mir bleiben, will ich ganz dem Gebet hingeben. Gott

möge sich meiner armen Seele erbarmen und Euch immerdar mit seinem Segen und seiner Gnade begleiten. In der Liebe Christi, die uns erlöste und unsere ganze Hoffnung ist, segne ich Euch ... Gott vergelte Euch, was Ihr mir Liebes und Gutes getan habt. Im Vertrauen auf seine Gnade und Güte hofft auf ein ewiges Widersehen in seinem Reiche des Friedens – Euer Vater.«

Alexander Groß ist das fünfte von sieben Kindern von Elisabeth und Nikolaus Groß. Nach beruflichen Tätigkeiten in der christlich sozialen Bewegung war er bis zu seiner Pensionierung 23 Jahre lang Leiter der katholischen Jugendakademie Walberberg bei Bonn, in deren Trägergruppe er weiterhin tätig ist. Er ist Mitglied von Pax Christi und im Vorstand des Fördervereins des NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln. Er beschäftigt sich u.a. mit Kirche und Christen im Nationalsozialismus.

¹ Der Artikel geht auf einen Vortrag zurück, den der Autor am 5.11.2008 in der St.Thomas-Morus-Kirche in Köln-Lindenthal gehalten hat.

² Die handschriftlichen Originale der Gefängnisbriefe sind als Dauerleihgabe in den Bestand der Essener Domschatzkammer aufgenommen worden. Weitere Teile des schriftlichen Nachlasses befinden sich u.a. in Vatikanischen Archiven, im Archiv des Bistums Essen, im NS-

Dokumentationszentrum der Stadt Köln sowie in Privatbesitz. Vgl. Vera Bücker: Nikolaus Groß. Politischer Journalist und Katholik im Widerstand des Kölner Kreises. Mit einem Essay über die Gefängnisbriefe von Alexander Groß, Münster 2003. Vgl. auch die Homepage des Nikolaus-Groß-Abendgymnasiums in Essen mit einer gut strukturierten Sammlung von Dokumenten über Nikolaus Groß.

³ Ich rede hier überwiegend von »meinem« Vater und nicht von »unserem« Vater. Obwohl es unter den Geschwistern in der Sache und im Verständnis eine sehr große Übereinstimmung gibt, kann ich doch nicht davon ausgehen, dass jeder Satz auch von allen mitgetragen wird. Darauf möchte ich Rücksicht nehmen.